

BEATE
RÖSLER

DIE REISE
DES
ELEFANTEN-
GOTTES

ROMAN

atb

Ich bin fünf oder sechs Jahre alt, noch hat mich meine Grundschullehrerin nicht in Bianca umbenannt, und liege in meinem Bett, zugedeckt von meiner blauen Lieblingsbettwäsche mit den weißen Wölkchen darauf. Die kleine Stehlampe, die nachts leuchtet, sorgt für ein angenehmes Dämmerlicht. Ich habe meinen braunen Teddy im Arm, dem ich alles anvertraue. »Teddy, was sind denn Gurus?«, flüstere ich, doch er bleibt stumm. Am liebsten liefе ich zu meiner Mutter und würde sie danach fragen, aber ich fürchte ihre Tränen, die so oft aus ihr heraussprudeln. So wie am Tag zuvor, als ich wissen wollte, ob meine indische Oma lieb gewesen und an welcher Krankheit ihre Familie gestorben war. Mein Vater betont, wie stark Asha sei, aber mir kommt sie wie eine richtige Heulsuse vor. Indien scheint sie immer nur traurig zu machen. In solchen Momenten streichele ich ihre Hand, damit sie bloß wieder lächelt. Wenn ich Glück habe, tut sie das auch und erzählt mir vom indischen Gott Shiva, während ihre Tränen versiegen. »Hör zu, Priyanka«, beginnt sie meine Lieblingsgeschichte, der ich fasziniert lausche, als würde ich nicht bereits jedes Wort kennen, »es war einmal ein junger Mann, den sein Vater, der Gott Shiva, für den Liebhaber seiner Frau Parvati hielt. Deshalb schlug er ihm den Kopf ab. Als er seinen Fehler erkannte, war es zu spät, der Kopf lag auf dem Boden. Parvati jammerte und klagte, aber zum Glück war Shiva ein Gott. Er konnte seinem Sohn zwar nicht den eigenen Kopf zurückgeben, wohl aber den des nächsten Wesens, das seinen Weg kreuzte - und das war ein Elefant. Seither gibt es Ganesha, den Elefantengott und er bringt Glück.«

Kurze Zeit später, am nächsten Tag vielleicht, steht meine Mutter in der Küche und schält Kartoffeln. Wieder halte ich meinen Teddy im Arm und tanze, ein Pippi Langstrumpf-Lied singend, um den Tisch herum. »Faul sein ist wunderschön, denn die Arbeit hat noch Zeit, wenn ich wieder komm, will ich fleißig sein, ja, das versprech ich dir!«

»Faul sein hat noch niemandem geholfen«, sagt meine Mutter und spült ihre Hände unter dem Wasserhahn ab. »Sing doch lieber: Summ, summ, summ, Bienchen summ herum.«

Ich höre auf zu singen und starre meine Mutter an. »Mir gefällt aber das Lied von Pippi«, entgegne ich und schmeiße meinen Teddy auf den Boden.

»Warum?«, fragt meine Mutter, hebt den Stoffbären auf und setzt ihn auf einen Küchenstuhl.

»Pippi kann machen, was sie will«, sage ich und stemme meine Hände in die Hüften. Mein Teddy scheint mich vorwurfsvoll anzusehen, weshalb ich ihn mir schnappe und an mich drücke.

»Ja, ja, ich mach mir die Welt, wie sie mir gefällt.« Meine Mutter beginnt schnell und energisch die Tomaten zu schneiden. »So läuft das aber nicht, Priyanka. Die Welt ist wie sie ist und man muss mit ihr klarkommen. Ob es einem passt oder nicht.« Meine Mutter ist mit den Tomaten fertig und beginnt einen Kopf Salat zu waschen. Dabei seufzt sie.

»Kommst du klar, Mama?«, frage ich.

»Inzwischen ja«, antwortet sie nach einer kleinen Pause und fährt fort, den Salat zu waschen.

»Warum weinst du so oft?«

»Weil ich viel vermisse.«

»Warum sagt Papa, dass du stark bist?«

»Weil ich ein Stück von mir verloren habe und trotzdem lebe.« In ihrer Stimme schwingt Stolz mit. Ich erahne eine Kraft in ihr, die ich nicht verstehe. Aber das ist nichts Ungewöhnliches. Ich verstehe vieles an meiner Mutter nicht.

»Mama, ist Indien ein trauriges Land?«

»Nein, Priyanka. Aber für mich ein verlorenes.« Ihre Stimme zittert und ich halte den Atem an. Doch dieses Mal weint sie nicht, sondern

verrührt Öl, Essig und Gewürze zu einer Salatsauce.

»Ganesha«, sage ich zu meiner Mutter, »hat sogar seinen Kopf verloren. Trotzdem sieht er nicht traurig aus. Er hat ja einen neuen Kopf bekommen, einen Elefantenkopf. Das ist doch auch ein Glück, finde ich.« Ich werfe meinen Teddy in die Luft und hopse aus der Küche.

Ein schrilles Läuten drängelte sich zwischen meine Kindheitserinnerungen. Eine Weile bemühte ich mich, das Geräusch zu ignorieren, aber da es nicht aufhörte, ließ ich mich widerstrebend in die Gegenwart zurückholen, und erkannte, dass es die Klingel unserer Haustür war. Ein Blick auf meine Armbanduhr verriet mir, dass es schon fast sechzehn Uhr war; ich musste wohl eingeschlafen sein. Ich sprang aus Marcs Hängematte, rannte durch den Garten in mein Arbeitszimmer und erreichte außer Atem die Haustür. Ich öffnete, und vor mir stand, bepackt mit Tupper-Schüsseln und Tüten, meine Mutter. Mit ihren sechzig Jahren war sie noch immer sehr attraktiv.

Normalerweise trug sie Jeans und schlichte Blusen, die sie meistens mit bunten Schals und Tüchern aufpeppte. Heute hatte sie eine schwarze, weitfallende Seidenhose mit einer knallroten Bluse angezogen und trug die goldene Halskette, die mein Vater ihr zu ihrem letzten gemeinsamen Hochzeitstag geschenkt hatte. Ihre schwarzen Haare lagen wie ein prächtiger Umhang über ihren Schultern. Niemand außer mir wusste, dass sie ihr Haar regelmäßig nachfärbte. Im Laufe der Jahre war sie etwas molliger geworden, aber ich musste zugeben, dass es ihr gut stand.

Nach dem Tod meines Vaters hatte sie eine Weile gar nichts mehr essen wollen und war so abgemagert, dass ich mir große Sorgen um sie machte. Irgendwann entdeckte sie dann die tröstende Wirkung von Schokolade und Torte und nahm so schnell zu, dass ich fürchtete, sie würde enden wie die Frau unseres Bäckers, die ich nur dick und

keuchend kannte, bis sie an einem Herzinfarkt starb. Es hieß, wenn sie dünner gewesen wäre, hätte sie überlebt. Ich war vierzehn und hatte gerade meinen Vater verloren. Jetzt bangte ich um meine Mutter und wollte alles in meiner Macht Stehende tun, damit sie ein gesundes Leben führte und mich nicht auch verließ. Meine Versuche, sie zum Joggen oder Schwimmen zu überreden, schlugen zwar fehl, aber wie schon früher schaffte es meine Mutter auch jetzt, ihr Leid in einem Winkel ihres Herzens einzuschließen und ihre Traurigkeit zu verdrängen.

Jetzt stand sie aufrecht vor mir und sah mich mit ihren dunklen Augen prüfend an. »Darf ich reinkommen?«, fragte sie und lächelte. Ohne eine Antwort abzuwarten, zwängte sie sich an mir vorbei und stellte die Tüten und Tupper-Schüsseln in der Küche ab. »Wie kann man nur so in seine Arbeit vertieft sein!« Meine Mutter schüttelte ihre Handgelenke aus. »Ich habe Sturm geklingelt!« Ich folgte ihr in die Küche und füllte Wasser in die Espressokanne. Marc hatte den Herd natürlich nicht vom übergelaufenen Morgenkaffee gereinigt. Also nahm ich einen Lappen und schrubbte den angetrockneten Espresso von den Herdplatten. »Ich habe nicht gearbeitet, sondern geschlafen«, erwiderte ich noch etwas träge. »Mitten am Tag? Kurz vor deiner Party?«, rief meine Mutter erstaunt, als hätte sie etwas ganz Ungeheuerliches erfahren. Dabei verteilte sie bereits Samosas auf Teller und knetete anschließend den Chapati-Teig, den sie schon fertig mitgebracht hatte. »Ja, ich habe mir heute mal eine Pause gegönnt«, antwortete ich, und ärgerte mich, dass es wie eine Entschuldigung klang. Die Espressokanne brodelte und zischte. Ich nahm sie vom Herd, und goss den Kaffee in zwei Tassen. Meine Mutter hatte inzwischen begonnen, Salat zu waschen und Zwiebeln zu schneiden: »Die *Chapatis* backen wir später, kurz bevor die Gäste kommen«, erklärte sie, »frisch und warm schmecken sie am besten.« Ich nickte und zerhackte Gurken

und Paprika. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich sie. Selbstbewusst wirbelte sie durch meine Küche, in der ich mich plötzlich als Gast fühlte, und im Handumdrehen standen neben leckeren Salaten appetitliche Snackplatten und mit Trauben und Oliven verzierte Käseteller auf dem Küchentisch. Schon als Kind hatte ich festgestellt, dass meine Mutter bei der Zubereitung von Speisen aufblühte. Die Melancholie, die sie sonst umgab, verschwand. So war es immer noch. Plötzlich überkam mich das Bedürfnis, sie zu umarmen. »Du bist wirklich eine tolle Köchin, Mama«, sagte ich. Meine Mutter errötete und tätschelte meine Wange. Dann schob sie mich zur Seite und stellte ein Backblech mit einem Käsekuchen darauf in den Ofen. Sie wusch ihre Hände, trank einen Schluck ihres inzwischen kalt gewordenen Espressos und sagte: »Früher haben wir jeden Tag zusammen gekocht, meine Mutter, meine Schwester, meine Cousinen, Tanten und wer sonst noch zu Besuch war. Dabei haben wir uns Geschichten erzählt, und die Kinder sind zwischen unseren Beinen herumgerannt, aber das hat nie gestört.« Sie schwieg und ihr Blick verlor sich zwischen den Salaten und Käseplatten. Ich wartete gespannt ab, ob sie weiter sprechen würde. Die Momente, in denen sie sich öffnete und etwas über ihre Jugend preisgab, waren selten. Ich wollte keine Gelegenheit verstreichen lassen, etwas über ihr früheres Leben zu erfahren, auch wenn es nur ein kleines Mosaiksteinchen war. Als sie nicht weitersprach, sagte ich: »Ich habe heute auch an früher gedacht. Papa und ich saßen am Tisch unter der alten Küchenuhr, und wir haben dir beim Kochen zugesehen.«

Meine Mutter trank ihren Espresso aus und spülte ihre Tasse. »Anfangs, als ich neu in Berlin war und wir in Karls Wohngemeinschaft lebten, haben wir oft zusammen gekocht. Es gab mir das Gefühl, dazuzugehören.« Meine Mutter lächelte mich an und ihre großen Augen lächelten mit, als sie hinzufügte: »Und wenn es allen schmeckte,